



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dem Kaiser

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eine Flotte geschaffen und es im Stande erhalten hat, sich inmitten des großen Wettstreits der Völker nicht nur in seiner alten Größe zu behaupten, sondern auch weitem Raum zu gewinnen. Günstige äußere Konstellationen sind ihm dabei nicht zugunsten gekommen, im Gegenteil hat der gewaltige Aufschwung von Industrie und Handel Deutschland weitere Feindschaften eingebracht, die durch Freundschafts- und Friedensversicherungen nicht zu versöhnen, aber durch Erwidierungen feindseliger Art auch nicht mehr zu verschärfen sind. Unter diesen Umständen, deren erste Entwicklung bis zu den letzten Jahren der Reichskanzlerschaft Bismarcks zurückverfolgt werden kann, ist es kein geringes Verdienst der im Namen und mit Willen des Kaisers geführten Politik, daß das reiche Erbe seiner Vorfahren nicht nur erhalten worden ist, sondern sich auch in weiterer gedeihlicher Entwicklung befindet. Die im bürgerlichen Leben häufig erlebte Erfahrung, daß es selbst bei unveränderter Tüchtigkeit leichter ist, in günstigen Zeitläuften etwas zu erwerben, als es in ungünstigen ungefährdet zu bewahren, hat auch für die große Politik ihre volle Bedeutung. Dieser Tatsache sollten die häufig übereifrigen Kritiker der gegenwärtigen Lage des Vaterlands stets gewissenhaft Rechnung tragen.

Was unsre Armee und ihre Führung betrifft, so ist das gesamte deutsche Volk mit bestem Grund vollkommen ruhig, ja sogar so unerschütterlich ruhig, daß die in den letzten Jahren vollzogene Zusammenziehung der englischen Flotte in den heimischen Häfen mit der unverhüllt offiziös und nicht offiziös ausgesprochenen Spitze gegen Deutschland hier nicht die geringste Besorgnis, kaum einige gereizte Äußerungen in den Zeitungen hervorgerufen hat. Es bedurfte auch nicht des bewundernden Zugeständnisses des französischen Majors Driant, der den Kaisermanövern in den letzten Jahren beigewohnt hat, daß die Person des Kaisers mehr als ein Armeekorps bedeute. Im deutschen Volke, innerhalb wie außerhalb des Heeres, hat man zu keiner Zeit daran gezweifelt, daß Kaiser Wilhelm der Träger des seit dem Großen Kurfürsten geltenden Grundsatzes ist, daß eine tüchtige Armee die Grundlage des Staats bildet, und daß er als oberster Kriegsherr nach diesem Grundsatz auch mit ungewöhnlicher Begabung und unermüdlicher Arbeit wirkt und schafft.

Kaiser Wilhelm ist nicht der Mann des tatenlosen Genusses. Was er von seinen Vätern ererbt hat, will er erwerben, um es zu besitzen und das Glück dieses Besitzes seinem Volke zu sichern. Deutschland war in den ersten Jahrzehnten nach seiner Erstehung industriell zu einer gewaltigen Höhe emporgewachsen und hatte den Erdball mit einem Netz von Handelsinteressen umspinnen. Da war Kaiser Wilhelm der erste, der klar erkannte, daß die Umwandlung der deutschen Verteidigungsflotte in eine Hochseeflotte nötig war, daß die gepanzerte Faust der Entwicklung der industriellen Ausdehnung folgen müsse, daß aber auf der andern Seite nur ein wirtschaftlich voll entwickeltes Volk auf die Dauer die Kraft haben werde, die schwere Rüstung

zu tragen. Er setzte seinen entschlußfrohen Willen, seine außerordentliche Arbeitskraft hinter diese Aufgaben, belebte den immer neben der alten Kaiseridee im deutschen Volke schlummernden Gedanken der Seegelung, überwand den Beharrungszustand der Reichstagsparteien und sicherte den Bestand des wirtschaftlichen Betriebes durch ein Netz von Handelsverträgen und die Gründung der Hochseeflotte. Freudige Zustimmung in den weitesten Volkskreisen begleitete ihn auf diesen Wegen, und die jubelnden Begrüßungen in unsern großen Seestädten, wo man dafür das tiefste Verständnis hat, beweisen alljährlich, welchen Wert man dem persönlichen Einfluß des Monarchen dabei beimißt. Sein Ausspruch: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser“ hat unserm innerpolitischen Volksleben, das unter dem Parteitreiben zu versumpfen drohte, einen neuen idealen Inhalt verliehen, der wieder einen belebenden Einfluß auf das Parteiwesen ausgeübt hat, sodaß sich daran schon Hoffnungen auf dessen völlige Gesundung heften.

Macaulay sagt in seinen Reden: „Wir zollen unsern Ahnen eine schickliche, vernünftige, männliche Ehrfurcht nicht durch ein abergläubisches Festhalten an dem, was sie unter andern Umständen getan haben, sondern dadurch, daß wir tun, was sie in unsrer Lage getan haben würden.“ Das klingt, als wäre es auf unsre unentwegten Lobredner der Zeiten Kaiser Wilhelms des Ersten und Bismarcks gemünzt. Kaiser Wilhelm der Zweite hat von seinem Großvater nie anders als mit der tiefsten Ehrfurcht gesprochen — er selbst nennt ihn ja Wilhelm den Großen — und hat zu jeder Zeit dem Andenken Bismarcks, trotz allem, was zwischen ihnen lag, die größte Verehrung erwiesen. Er hat ihm ja auch Jahre hindurch näher gestanden als so viele, die sich heute für die geistigen Erben des Altreichskanzlers ausgeben möchten. Aber als die Trennung erfolgt war, und die Verantwortung allein auf seinen Schultern ruhte, erkannte er sofort, wo die dauernden Elemente der Staatskunst Bismarcks lagen, und wo die Gewalt der Verhältnisse, wo die lebensvolle Entwicklung der Volkskraft den Rahmen zu erweitern strebten, den Bismarck seiner Politik zog und unter den ihm gegebenen Verhältnissen ziehen mußte. Dieser Erkenntnis entsprang der Übergang von der Weltteilspolitik zur Weltpolitik, die nicht etwaiger Herrschereitelkeit ihren Ursprung verdankte, sondern von der frischquellenden Triebkraft der wirtschaftlichen Entwicklung dringend gefordert wurde. Die mechanischen Nachbeter des Fürsten Bismarck werden darum immer zu Fehlschlüssen geführt werden, weil sie diese notwendige Entwicklung der Grundlagen der Bismarckschen Politik für einen Gegensatz zu ihr ansehen.

Vor solcher einseitigen Nachahmung bewahrten den Kaiser seine vielseitige Begabung ebenso sehr wie die Möglichkeit des Weitblicks, den ihm seine Stellung vergönnt. Er ist eben ein moderner Mensch, der mit erstaunlicher Vielseitigkeit und Beweglichkeit der geistigen und gemütlichen Interessen alle

Regungen, die Kopf und Herz der Menschheit in Bewegung setzen, verfolgt und sie seinem Volke nutzbar zu machen sucht. So sieht man ihn auch im gesamten Auslande an, wo man ganz einig darüber ist, daß man in ihm eine der eigenartigsten und tatkräftigsten Persönlichkeiten vor sich hat. Man hat jahrelang nicht begreifen können, warum eine so energische Natur mit dem besten Heere hinter sich nicht sofort einen großen Krieg anfangen wollte. Das wäre aber ein Verstoß gegen die deutsche Hohenzollerntradition gewesen, nach der die Energie des Fürsten in dem unausgesetzten *toujours en vedette* ihre Befriedigung sucht und den Krieg, der dann sicher mit Erfolg geführt werden kann, nur als Unterbrechung dieser steten Bereitschaft ansieht. Im übrigen ist draußen Kaiser Wilhelm wegen seiner Eigenart eine volkstümliche Persönlichkeit, für die Briten ist er *the kaiser*, und die Franzosen nennen ihn, weniger in der Presse als unter sich, *schlechtin Guillaume*, und zwar ohne den sonst üblichen Deutschenhaß. Mußte doch im Mai 1898 die Pariser Zeitung *Le Journal* ihre Leser versichern, daß der soeben von der Akademie zum Mitgliede ernannte, sonst aber der Menge ziemlich unbekannt Bildhauer Guillaume nicht der deutsche Kaiser sei. Wer im Auslande gewesen ist, der weiß, welche Achtung vor dem Kaiser Wilhelm bei den Angehörigen aller andern Nationen herrscht, die Deutschen im Auslande hängen mit herzlicher Anhänglichkeit und Bewunderung an ihm. Aus der Ferne erscheint eben seine Persönlichkeit von allem Nebensächlichen befreit und darum seine Umgebung überragender als in unserm überreich mit Kritikern und Tadlern bedachten Vaterlande.

Wir brauchen hier nicht zu verschweigen, daß Kaiser Wilhelm reichlich Anlaß zur Kritik geboten hat. In den Anforderungen, die er an seine eigne Arbeitskraft als „erster Diener des Staats“ stellt, in der gewissenhaftesten Erfüllung der ihm nach der Familientradition von der Vorsehung übertragenen Regentenpflichten, als Oberhaupt des Kaiserhauses ist er ein ganzer Mann und von außergewöhnlicher Willenskraft. Darüber ist alle Welt einig, aber es ist ihm auch eine große Rednergabe verliehen worden, von der er oft Gebrauch machte und damit von vornherein zu einer übelwollenden Kritik Anlaß gab, die sich von Jahr zu Jahr gesteigert und zuletzt Formen angenommen hat, die jedes anständige Maß überschritten. Es war ja schon Gebrauch geworden, überhaupt den Kaiser zu tadeln, gleichviel, was er tat oder nicht tat. Dem Kaiser ist die Erfahrung nicht erspart geblieben, daß aus den wundervollen Fähigkeiten der Tatkraft und der Beredsamkeit Seelentämpfe erwachsen, die den am reichsten begabten am empfindlichsten treffen. Seine Einsicht ist in dem hochherzigen Entschlusse zum Ausdruck gekommen, dem obersten politischen Grundsatz nachzuleben: mit den Verhältnissen zu rechnen; und zwar nicht einem parlamentarischen Theorem zuliebe, sondern aus Regentenpflichtgefühl. Die kleinen

Tabler hatten einen solchen Entschluß nicht für möglich gehalten, weil sie Ähnliches selbst nicht zu tun vermöchten, aber Kaiser Wilhelm kennt die Geschichte seines Hauses zu genau, um nicht zu wissen, daß gerade die hervorragendsten Glieder der Dynastie im seelischen Ringen erstarrten und dann erst recht mit dem Volke verwachsen.



Auswärtige Anleihen in der russischen Budgetgesetzgebung

Von George Kleinow



Während diese Zeilen in Druck gelegt werden, findet gleichzeitig in Paris, London und Holland die Emission der neuesten russischen $4\frac{1}{2}$ prozentigen Staatsanleihe im Betrage von 1350 Millionen Franken zum Kurse von $89\frac{1}{2}$ Prozent statt. Wie der Frankfurter Zeitung*) aus Paris gemeldet wird, „haben die Besprechungen tagelang gedauert, und der niedrige Kurs hat allgemein überrascht; er hat auf den Stand der ältern Anleihen einen Druck ausgeübt, während die neue Anleihe bereits mit einer Prämie von über 2 Prozent gehandelt wurde“. Wir sind in der Lage, auf Grund eigener Information von durchaus eingeweihter Seite hinzuzufügen, daß die russische Regierung tatsächlich nur 83 Prozent erhält und den Stempel selbst zahlt. Die französischen Großbanken machen somit ein glänzendes Geschäft.

Die Anbringung der Anleihe hat somit der russischen Regierung große Schwierigkeiten bereitet. In Deutschland wird sie überhaupt nicht direkt auf den Markt gebracht. Aber es wird genug Privatpersonen geben, die, vielleicht durch den hohen Zinsfuß und den niedrigen Emissionskurs angelockt, ihre Ersparnisse in dem neuen russischen Papier anlegen werden. Es scheint mir darum an der Zeit, auf einen der wesentlichsten Gründe dafür hinzuweisen, weshalb sich die französischen und die englischen Bankiers, die doch gegenwärtig zu Rußland in einem besonders freundschaftlichen Verhältnis stehn sollten, ihre Bemühungen so außerordentlich hoch bezahlen lassen. Ganz abgesehen von der immer noch bestehenden Unsicherheit im Innern Rußlands, liegt der Hauptgrund für die Angstlichkeit in der Stellung, die auswärtige Anleihen in der russischen Budget-

*) Nr. 10, Erstes Morgenblatt, S. 3.